Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 21

Artikel: Leberecht Hühnchen [Fortsetzung]
Autor: Seidel, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669724

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Leberecht Hühnchen

Von Heinrich Seidel

20

Ich hörte einen furchtbaren gellenden Schrei und das Geräusch polternder Schritte über den Korridor nach der Küche hin, und als ich nun schnell hinausstürzte, fand ich die gute Tante bleich und zitternd in einer entsetzlichen Verfassung.

«Ist er fort?» flüsterte sie fast tonlos.

«Wer?» fragte ich.

«Der Räuber, der Einbrecher, der schreckliche Mörder!» wimmerte sie. «Er fuhr auf mich los und wollte mich umbringen. Er machte Augen wie ein Tiger!»

Ich wollte zur Küche eilen, doch Tante Lieschen schrie: «O Gott, er lässt mich allein!» Sie klammerte sich krampfhaft an meinen Arm und ich musste sie mitnehmen. In der Küche fand ich Lotte mit schlotternden Knieen, bleich und von Tränen überströmt.

«Herr du meines», jammerte sie, «es war ja doch man bloss mein Landsmann. Er bimmelte an die Küchentür un wollte mich bloss mal was sagen, un indem dass ich keine Zeit hätte, indem dass ich doch die Fremdenstub' zurecht machen müsst', da hab' ich ihn gesagt, er sollt' man 'ne Momang bei mich reinkommen. Un da is gleich der Herr übern Hof gekommen un da verfehrte ich mir ganz fürchterlich, indem dass der Herr das doch verboten hätte, un in mein Angst un meine Biesternis verstach ich ihm in das Schrank!» Die letzten Worte brachte sie nur noch mühsam hervor und brach dann in ein schluchzendes Geheul aus.

Ich hatte Mühe, mir das Lachen zu verbeissen, nahm aber gewaltsam alle meine Würde zusammen und hielt Lotten eine schöne Standrede. Dann kehrte ich mit Tante Lieschen in die vorderen Zimmer zurück und hier sagte diese mit finsterer Entschlossenheit: «Du, wann geht der nächste Zug nach Schwerin?»

«Das weiss ich nicht, liebe Tante!» antwortete ich. «Aber ich muss es wissen!» sagte sie, «denn du kannst nicht verlangen, dass ich noch eine Stunde in diesem fürchterlichen Orte bleibe. Muss ich noch einmal so etwas erleben, so ist es mein Tod. Ich fühle schon so ein Ziehen im Rücken, ich glaub', ich krieg' meine Zustände.»

Ich wandte alle Mittel der Beredsamkeit an, doch anfangs wollte es mir gar nicht gelingen, sie zu beruhigen. Dann kam Frieda nach Hause und half mir Oel auf die aufgeregten Wogen der Tantengefühle zu giessen, und als dann endlich Wolfgang erschien und ihr rosig freundlich und zutraulich entgegenlief, da sah man, wie sie schwankend ward. Nachdem wir sie endlich glücklich am Esstisch hatten und es uns gelungen war, ihre zerrütteten Nerven mit Beefsteak und Bratkartoffeln zu kräftigen und ihren gesunkenen Lebensmut durch ein Gläschen süssen Weines wieder aufzurichten, da entschloss sie sich wenigstens, einen Versuch zu machen, wie es sich in dieser Mördergrube leben liesse. Als dann am Abend Hühnchen und Frau Lore erschienen und ihr mit sonniger Gutherzigkeit freundlich entgegen kamen, da schien das Spiel gewonnen, denn sie musste sich doch wohl im stillen sagen, dass ein Ort, wo so harmlose und gute Leute friedlich und fröhlich lebten, doch nicht ganz von Gott verlassen sein könnte.

Trotzdem war die Nacht, die diesem Tage folgte, für sie und uns nicht ruhevoll. Ich hatte ihr kleines Zimmer am Abend sorgfältig abgeleuchtet, um festzustellen, dass nirgendwo ein Mörder sich verborgen halte, ja sogar die Waschtischschiebelade hatte ich scherzweise aufgezogen und untersucht, ob sie nicht etwa einen einbrecherischen Däumling berge, doch trotzdem liess ihre rege Phantasie die arme Tante nicht ruhen, und ein jedes unbekannte Geräusch schreckte sie aus kurzem Schlafe wieder empor. Das erstemal klopfte sie leise, aber eindringlich etwa um Mitternacht. Ich sprang aus dem Bett, und sie flüsterte durch das Schlüsselloch: «Hörst du denn nicht, da draussen bohrt immer was.» Ich beruhigte sie, so gut ich konnte. Nach einer Stunde etwa erschreckte sie das Stampfen der Pferde, die ihren Stall auf dem Hofe hatten, und ich musste wieder hinaus und sie durch das Schlüs-

selloch aufklären. Dann gab's eine Weile Ruhe, bis endlich gegen fünf Uhr ein neues Entsetzen sie erfasste.

«Hörst du denn nicht», flüsterte sie durch das schon mehrfach benutzte Sprachuohr, «wie es arbeitet im Keller? Dort brechen sie durch die Decke.» Und ich merkte, wie ihre Stimme vor Angst zitterte.

«Ach, teuerste Tante, so schlafe doch», sagte ich fast ein wenig unmutig, «das ist ja nur die Wasserpumpe.» Das Haus war nämlich noch nicht an die Leitung angeschlossen und wurde durch eine im Keller stehende Pumpe versorgt, die einen Behälter auf dem Boden füllte und früh morgens in Betrieb gesetzt wurde. Das allergrösste Entsetzen aber erfasste sie, als kurz vor sechs Uhr Lotte in der Wohnung die Rolljalousien der Fenster nach der Strasse zu aufzog. Dieses fürchterliche und unbekannte Geräusch brachte sie mit einem Satze aus dem Bette und an das Schlüsselloch.

«Hörst du denn wieder nicht?» rief sie, «das sind Brecheisen!» Ich musste natürlich wieder hinausklettern, sie zu beruhigen, und so ging es die ganze Nacht bettaus, bettein, Policke, Polacke, und meine gute Tante verfuhr wie Macbeth gegen mich, sie mordete den Schlaf.

Jedoch trotz alledem verlor sie ihre Furcht vor dem entsetzlichen Berlin in einiger Zeit, und als wir, nachdem unsere kleine Helene getauft war, einmal mit ihr ins Panoptikum gingen, war sie merkwürdigerweise nicht davon abzuhalten, sich die Schreckenskammer anzusehen, und schien zwischen all den scheusslichen Puppen mit den starren wächsernen Mördergesichtern ein wundervolles Grausen zu empfinden. Zwar fuhr sie alle Augenblicke entsetzt zusammen, wenn so ein ausgestopftes Scheusal hinter ihr stand und es ihr dann vorkam, als rege es sich, zwar sagte sie bei Betrachtung der Folterinstrumente und der Richtschwerter, auf denen sie noch Spuren von Verbrecherblut zu sehen glaubte: «Igittegittegitt, wie greulich!» Zwar huddelte sie sich sehr vor dem Massenmörder Thomas, der trotz seiner schwarzen Seele so friedlich aussieht wie ein Brauereibesitzer, und dennoch war sie nicht eher wegzubringen, bis sie die letzte aller dieser Scheusslichkeiten in sich aufgenommen hatte. Wir sind stark geneigt zu glauben, dass der Besuch dieses Tempels der Greulichkeit den Glanzpunkt ihrer Berliner Erinnerungen bildet.

Wenn Tante Lieschen sich in unserer Wohnung aufhielt, so ging ein bestimmter Prozentsatz des ganzen Tages damit verloren, dass sie ihre Brille suchte, ein Sport, an dem sich das ganze Haus eifrig zu beteiligen pflegte mit Einschluss des kleinen Wolfgang, der mit grossem Eifer an den unmöglichsten Orten nach ihr forschte. Mir ist in meinem Leben kein optisches Instrument dieser Art bekannt geworden, das eine so geringe Anhänglichkeit an seine Herrschaft und eine solche Abneigung gegen einen ständigen Wohnsitz gezeigt hätte, als dieses. Nun hatte unser Kindermädchen Pauline zwei- oder dreimal das verloren gegangene Seheisen mit grosser Geschwindigkeit wieder aufgefunden und war deshalb bei Tante Lieschen in den Geruch einer guten Spürnase gekommen, so dass sie gleich bei Beginn der Suche zu rufen pflegte: «Pauline, Pauline, haben sie meine Brille nicht gesehen? Ach, suchen Sie doch mal, Sie können ja so schön finden!» Und merkwürdigerweise entdeckte mit wenigen Ausnahmen Pauline den Flüchtling an den unglaublichsten und verstecktesten Orten mit grosser Schnelligkeit.

Wir waren darüber einigermassen verwundert, denn auf Pauline passte sonst treffend der Ausspruch aus Hermann Marggraffs «Fritz Beutel», der so lautet: «Denn sie war damals noch sehr dumm, fast dümmer noch, als sie aussah, obwohl sie ihrem Aussehen nach doch immer noch dümmer hätte sein können, als sie war.» Dieser Dummheit ward nur von ihrer Unordnung die Waage gehalten, und wie Fritz Reuter mal von einem polnischen Wirtshause sagt: «Dor streden sick nu Hiring, ollen Kes' un Fuselbramwin, wer am düllsten stinken wull», so waren auch jene beiden obengenannten Eigenschaften bei Paulinen in einem steten Wettstreit begriffen, und noch jetzt, nachdem sie lange schon unser Haus verlassen hat, vermögen wir nicht zu entscheiden, ob sie unordentlicher als dumm oder dümmer als unordentlich war. Heruntergefallene Haarflechten, ausgerissene Rockfalten, Löcher in den Hacken, oder zwei verschiedenfarbige Strümpfe, irgend ein solches Kennzeichen, oder auch manchmal alle zugleich, waren immer an ihr bemerklich. Mir ist sie besonders erinnerlich geblieben durch das einzige Lied, das sie kannte und dem kleinen Wolfgang und der noch kleineren Helene unermüdlich vorsang. Aber auch davon weiss ich nur noch den ewig wiederholenden Refrain, der lautete:

Grünkohl, Grünkohl
Ist die beste Pflanze!

Darf man von diesem Bruchstück auf das Ganze schliessen, so kann man wohl annehmen, dass sein Dichter von den vielen Stufen, die zum Gipfel des Parnasses führen, eine der untersten bewohnt hat. Ich für mein Teil habe Liebigen in Verdacht.

Das war also Pauline, und um so mehr fiel es uns auf, dass sie bei dieser einen besonderen Gelegenheit eine so grosse Findigkeit und Geschicklichkeit bewies. Wir glaubten schon, es läge hier ein Fall vor, der öfter in der Natur vorkommt, wo ganz besonders bornierten Persönlichkeiten oft einzelne sehr hervorragende Fähigkeiten verliehen sind, zum Beispiel die Geige zu streichen, oder Wortwitze zu machen, oder im Schachspiel sich auszuzeichnen. Ich kannte auch mal einen Mann, der weiter nichts verstand, als auf zehn Schritte durch ein Schlüsselloch zu spucken, aber das auch unfehlbar. So glaubten wir denn, die Natur habe sich bei Pauline erschöpft, indem sie ihr einzig und allein die Fähigkeit erteilt hatte, verloren gegangene Brillen mit unfehlbarer Sicherheit wieder aufzufinden. Jedoch damit ging es uns wie jenem Junggesellen, der seinen seit kurzem verheirateten Freund antraf, wie er sich einen Knopf annähte. «Oh, was machst du da?» rief er, «ich denke, du bist verheiratet!» «Ja, glaubst du», rief der Ehemann, «dass meine Frau dazu Zeit hat?» «O weh», sagte der andere ganz betrübt, «nun fällt das auch noch weg!»

Denn angeregt durch ihre ersten wirklichen Erfolge in dem Auffinden dieser Brillen, hatte Pauline, wie später herauskam, um dieses Ruhmes noch öfter teilhaftig zu werden, mit der bekannten Dummpfiffigkeit, die manchmal den Beschränkten eigen ist, das der Tante unentbehrliche Instrument an allen möglichen Orten versteckt, um es nachher mit scheinbar wunderbarer Spürkraft wieder aufzufinden. Tante Lieschen aber versank fast in Tiefsinn über ihre zunehmende Zerstreutheit und Vergesslichkeit, die sie veranlassten, ihre Brille auf dem Grunde von Papierkörben, in Ofenröhren, unter Tischdecken und an anderen wunderlichen Orten zu deponieren, ohne dass ihr nachher eine Erinnerung davon blieb.

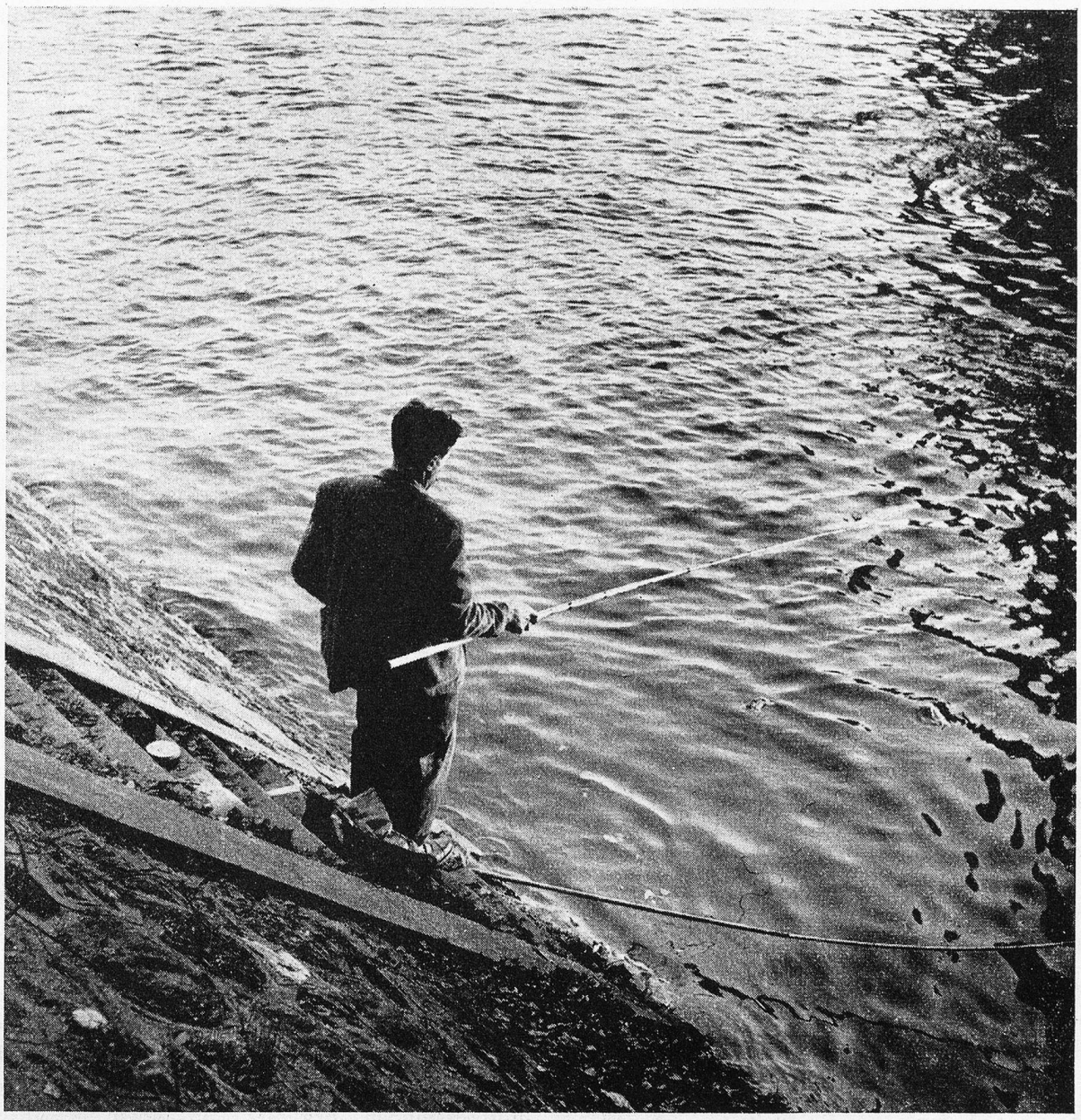
An die Greuel von Berlin, die bei näherer Besichtigung in nichts versanken, hatte sich die Tante wie gesagt, bald gewöhnt, doch wurde sie zuletzt durch ein anderes Schrecknis vertrieben, das ihr in ihrem Heimatsorte ebensogut drohte als hier. Tante Lieschen war nämlich mit einer entsetzlichen Gewitterfurcht behaftet, und als es eines Tages zu blitzen und zu donnern begann, zog sie sich in den finstersten Winkel der Wohnung zurück und hörte nicht auf zu lamentieren und zu klagen. Da ich nun nicht wünschte, dass Wolfgang dadurch mit derselben Gewitterfurcht angesteckt würde, die mir die eigene Kindheit verbittert hatte, so hielt ich ihn möglichst von ihr fern und liess ihn mit Pauline vorne sich aufhalten, während Frieda und ich der Tante Gesellschaft leisteten, denn allein gelassen unter solchen Umständen, wäre sie vor Angst gestorben. «Ach», sagte Tante Lieschen, «in meiner jetzigen Wohnung in Schwerin, da geht es ja, aber als ich noch auf'm Schloss wohnte, da waren die Gewitter viel stärker. — O du mein Schöpfer, das war ein Blitz, das hat eingeschlagen. Hör doch den Donner!» Es kam aber dennoch eine kleine Pause, und nur der Regen strömte stärker und rauschender herab. Ich suchte sie zu trösten damit, dass es in Berlin eigentlich nie einschlüge und dass sogar des Nachts wegen eines Gewitters niemand aufstände, sondern ruhig weiter schliefe, wenn er es vor dem Lärm könnte. Doch das erregte nur ihren Zorn und sie fand es barbarisch und unchristlich. «Sieh mal, liebe Tante», sagte ich, «hier sind so viele hohe Häuser und Giebel und Zacken und Eisenspitzen und Fahnenstangen und Telephonleitungen, da weiss das Gewitter vor lauter Auswahl gar nicht, wo es hineinschlagen soll, und lässt es lieber ganz».

Das wollte ihr aber nicht einleuchten und sie fand meine Rede sehr frivol. Als dann die Blitze sich wieder mehrten und der Donner stärker rollte, rief sie mit einemmal: «Oh, du hast ja wohl Stiefel an?»

«Ja, warum nicht, liebe Tante?»

«Da sind doch Nägel drin!» rief sie, «und Eisen zieht doch den Blitz an. Das wissen ja sogar die drei Realschüler, die bei dem Schuster in Pension sind, wo ich meine Wohnung gemietet habe. Sie sind sonst Bambusen, wie alle Jungens in diesem Alter, aber wenn ein Gewitter ist, dann leisten sie mir Gesellschaft und ich geb' ihnen 'n bisschen Kuchen und 'n klein' Glas Wein, denn solche Jungs können ja essen und trinken, wenn auch Pech und Schwefel vom Himmel fällt. Aber als sie in der Schule gehabt haben, dass Eisen den Blitz anzieht, da haben sie sich immer draussen die Stiefel ausgezogen und sind auf Socken zu mir gekommen.»

Ich konnte ihr nun nicht wohl sagen, dass dies ein alberner Schülerstreich gewesen sei, und dass die Bengels sie sicher zum besten gehabt hätten,



Hoffen und harren....

und musste wahrhaftig hinaus, um mir die Stiefel auszuziehen, damit mir der Blitz nicht in die Beine führe.

Das Gewitter nahm aber mehr und mehr an Stärke zu, und Pauline graute sich in dem Vorderzimmer, mit dem kleinen Wolfgang allein zu sein. Ich liess sie deshalb nach hinten gehen, nahm den Jungen auf den Arm, blieb dort, damit er das angstvolle Lamentieren der Tante nicht hören sollte, und zeigte ihm, am Erkerfenster stehend, die Blitze als ein schönes Schauspiel. Wenn dann so ein recht starkes Himmelsfeuer sein verzweigtes Flussnetz über den regengrauen Himmel schloss, so sah der kleine Wolfgang mich an und sagte: «Vater, der war doch schön!»

Das Gewitter nahm jedoch fortwährend an Stärke zu, die Blitze häuften sich und wurden rasch von einem kurzen Donner gefolgt, der klang, als wenn ein ungeheures Eisengerüst plötzlich zusammenstürze. Dann plötzlich ein blendend heller Schein, als ob die Luft in Feuer stände, und damit zugleich: «Rack!» ein furchtbarer Knall. Das war

dem kleinen Wolfgang denn doch ein wenig zu viel. Er schlug beide Händchen vor die Augen und sagte mit etwas schüchternem Tone: «Vater, das war wohl sehr schön?» «Ja, mein Kind», sagte ich, «das war sehr schön!» obgleich mir doch ein wenig blümerant zu Mute war. Jedoch nun schien sich die Macht des Gewitters erschöpft zu haben, allmählich vergrollten die Donner in der Ferne, der Regen verrauschte und bald schien die Sonne durch die letzten funkelnden Tropfen, während die überschwemmte Strasse sich mit unternehmenden Jünglingen füllte, die mit nackten Beinen in den trüben Wasserlachen jauchzend herumwateten.

Tante Lieschens Verfassung kann man sich denken. Bei dem entsetzlichen Schlage war sie emporgefahren und hatte sich einigemal um sich selbst gedreht. Da sie sich aber nicht entscheiden konnte, aus welcher der drei Türen des Zimmers sie fliehen sollte, so war sie kraftlos wieder auf den Stuhl zurückgesunken, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stöhnte. Nach einer Weile liess sich das Bimmeln der Feuerwehr vernehmen. «Was ist das, was ist das?» rief Tante Lieschen.

«Das ist die Feuerwehr!» sagte Frieda ganz ruhig.

«Mein Gott», rief Tante Lieschen nun, «findest du nicht auch, dass es hier so sengerich riecht? Wie kannst du nur so ruhig sein? Wo ist denn das Feuer?»

«Das weiss ich nicht», sagte Frieda, «aber es scheint mir, als wenn die Wagen hier ganz in der Nähe halten!»

Da war nun Tante Lieschen ausser allem Spass, und da das Gewitter so plötzlich nachgelassen hatte, wagte sie sich in das Vorderzimmer, wo ich mit Wolfgang stand und den Arbeiten der Feuerwehr, die einige Häuser weiterhin vor einem Hause hielt, zuschaute.

«Da stehst du so ruhig und guckst!» rief Tante Lieschen, «packt ihr denn nicht eure Wertsachen zusammen?» Und sie fingerte mit zitternden Händen an ihren Ohrringen herum, zog ihre beiden Ringe ab, löste ihre Amethystbrosche vom Halse und steckte in ihrer Verwirrung alles säuberlich in die Tasche.

«Aber liebe Tante», rief ich lachend, «es ist ja drei Häuser weit ab. Und hier kannst du es, wer weiss wie oft, sehen, dass, wenn ein Dachstuhl brennt, die Leute drei Treppen hoch im Vertrauen auf ihre Feuerwehr ruhig aus dem Fenster sehen!»

«O wie entsetzlich!» sagte Tante Lieschen.

«Und ausserdem handelt es sich hier gar nicht um Feuer», fuhr ich fort. «Bei der Ueberschwemmung durch den Platzregen ist ein Keller voll Wasser gelaufen und die Feuerwehr pumpt es nun wieder heraus.»

Das wirkte sehr beruhigend auf die Tante und sie bemerkte nun mit einemmal, dass ihre Ringe fehlten. «Du mein Schöpfer», rief sie, «wo sind meine Ringe? Und meine ...» Hier ward sie plötzlich dunkelrot, ging ganz kleinlaut vor den Spiegel und tat sich ihre Schmucksachen wieder an.

Damit war die Sache aber noch nicht getan, denn den ganzen Nachmittag über fürchtete sie sich vor der Rückkehr des Gewitters.

«Diese Art Gewitter kenn' ich», sagte sie, «die kommen immer wieder und, wenn's nicht eher ist, in der Nacht.»

Und obwohl sie damit nicht recht behielt, kamen wir wiederum diese ganze Nacht nicht zur Ruhe. Denn bald hielt sie das Rollen eines Wagens für fernen Donner, bald das Laternenlicht des Kutschers, der über den Hof ging, nach seinen Pferden zu sehen, für einen Blitz, bald schien es ihr sengerich zu riechen, und so spielten wir wiederum bis zum Morgen Policke, Polacke, und die letzte Nacht, die sie in unserem Hause zubrachte, war ebenso unruhig als die erste.

Denn diese war wirklich ihre letzte Nacht in Berlin, und das entschied sich am nächsten Morgen, als die Zeitung kam. Dort fand sich folgende Notiz: «Ein Gewitter, das in den gestrigen Nachmittagsstunden, begleitet von einem gewaltigen Platzregen, über Berlin niederging, hat mannigfachen Schaden angerichtet und in den verschiedensten Stadtgegenden ward die Feuerwehr zu Hilfe gerufen, um das in die Kellerräume gedrungene Wasser zu entfernen. Auch schlug ein Blitz in das Haus Frobenstrasse Nummer 37 und zertrümmerte einen Schornsteinaufsatz, ohne zu zünden oder sonst weiteren Schaden anzurichten.

«Du meine Zeit», jammerte Tante Lieschen, «das ist ja das Haus nebenan. Und das kriegen wir erst heut aus der Zeitung zu wissen? Oh, welch eine entsetzliche Stadt! Nun frag' ich aber: Wann geht der nächste Zug nach Schwerin?»

Sie liess sich durchaus nicht mehr halten und am Nachmittage dampfte sie ab. Den Eindruck,

den der vermeintliche Einbrecher auf sie hervorbrachte, hatte sie überwunden, aber dies ging über ihre Kräfte. An einem Orte, wo man erst am anderen Tage aus der Zeitung erfuhr, dass im Nebenhause der Blitz eingeschlagen hatte, da konnte sie nicht länger leben. Es hiess auch ferner bei ihr: «Einmal und nicht wieder!» Berlin hat sie nie wieder gesehen.

III. Allerlei von Kindern

Hühnchen als Grossvater zu sehen, war eine wirkliche Freude, und obwohl er in sehr jugendlichem Alter zu dieser Würde gelangt war, so musste man doch sagen, er war dazu geboren. Die Mischung von grossväterlichem Ernst und kindlicher Vertraulichkeit in seinem Wesen war bewunderungswürdig und ward nur durch die Geduld übertroffen, mit der er sich den phantastischen Launen seiner Enkelkinder fügte. Er war alles, was sie wollten, ein Elefant, ein Pferdebahnwagen, ein Kamel, eine Dampfmaschine, ja sogar scheussliche Lindwürmer darzustellen gab er sich her. Denn einst, als er bei uns war und sich mit den Kindern auf dem Teppich balgte, während ich in meinem kleinen Zimmer noch eine notwendige Arbeit zu erledigen hatte, ward ich gerufen, um ein lebendes Bild in Augenschein zu nehmen, das die drei darstellten und das an die Phantasie des Beschauers die ungeheuerlichsten Anforderungen stellte. Es betitelte sich: «Der Ritter Sankt Georg mit dem Drachen». Hühnchen wandt sich als Lindwurm am Boden, während der vierjährige Wolfgang, auf den Knien liegend, das Pferd darstellte. Auf ihm sass die kleine zweijährige Helene als Ritter Georg und zielte mit einem Spazierstock auf den furchtbar aufgesperrten Rachen des greulichen Ungetüms, während dieses mit seinen Krallen mächtig ausholte.

Sogar zu Dichtungen regten ihn seine Enkel an. Als der kleine Wolfgang zwei Jahre alt war, spielte er vorzugsweise mit zwei wolligen Holztieren, einem Lamme und einem Hunde, deren Fell er mit einem Kamme und einer kleinen Bürste eifrig bearbeitete, an welchem seltsamen Spiele er ein unerschöpfliches Gefallen fand. Dazu machte Grosspapa ein kleines Märchen, das später zum eisernen Bestande der Kinderstube gehörte und allen unseren Kindern, wenn sie in gleichem Alter waren, nicht oft genug erzählt werden konnte. Es lautete: «Es waren einmal ein Wauwau und ein Mählamm, und es waren einmal ein Kamm und eine Bürste. Da sagte das Mählamm zur Bürste: ‚Komm, Bürste, bürste mich!' Da sagte aber der Wauwau zur Bürste: ‚Nein, Bürste, bürste mich!' Nun sagte das Mählamm zum Kamm: ‚Komm, Kamm, komm, kämme mich!' Aber gleich sagte auch der Wauwau zum Kamm: ‚Nein, Kamm, komm, kämme mich!' Da taten Kamm und Bürste sich in ihr Futteral und sprachen: ‚Alles zu seiner Zeit! Geduld, Geduld verlass mich nicht!'»

Von den vielen Versen, die er auswendig konnte und den Kindern zu ihrem Jubel vorsang und vorsagte, will ich nur ein kleines Gedicht mitteilen, das mir bemerkenswert ist, weil es mir vorkommt, als müsste der Verfasser Hühnchens gekannt und sie unter dem Bilde dieser Vogelfamilie dargestellt haben. Es lautete:

Bei Goldhähnchens.

Bei Goldhähnchens war ich jüngst zu Gast!
Sie wohnen im grünen Fichtenpalast,
In einem Nestchen klein,
Sehr niedlich und sehr fein.
Was hat es gegeben? Schmetterlingsei,
Mückensalat und Gnitzenbrei,
Und Käferbraten famos —
Zwei Millimeter gross.
Dann sang uns Vater Goldhähnchen was:
So zierlich klang's wie gesponnenes Glas.
Dann wurden die Kinder besehn:
Sehr niedlich, alle zehn!
Dann sagt' ich: «Adieu!» und: «danke sehr!»
Sie sprachen: «Bitte, wir hatten die Ehr',
Und hat uns mächtig gefreut!»
Es sind doch reizende Leut'!

Und was konnte Grosspapa nicht alles machen! Das erste war, wenn er kam, dass ihm alle Invaliden gebracht wurden, an denen es in einer Kinderstube nie fehlt, und dass er sich den Fischleimtopf holte. Hühnchen brachte sie alle zurecht, er setzte den Pferden neue Beine an und den Wagen gab er die Räder wieder. Soldaten, die höchst unmilitärischerweise ihre Gewehre verloren hatten, bewaffnete er aufs neue und kein Tier in der Arche Noahs gab es, das nicht schon einmal in seiner Kur gewesen wäre. Wolfgang hatte aber auch einen solchen felsenfesten Glauben an die unfehlbare Kunst seines Grossvaters, dass einst, als ein kleiner Knabe bei einem wilden Strassenspiele das Bein gebrochen hatte und die Mutter darüber weinte und lamentierte, er auf diese zuging und sagte: «Nich weinen, Frau! Grosspapa mit Fischleim wieder heil machen!»

(Fortsetzung folgt)